

Nr. 96. **Bromberg, den 26. April.** **1935**

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(22. Fortsetzung.) ———

Sieben Tage lang dauert der Weststurm. Sieben Tage und acht Nächte. Durch das Unwetter müssen Kirsten und Liskea wandern, um den jungen Frauen beizustehen. Bei Ulla, Karen, Yrsa und Petrea ist es nun bald so weit. Ihre Männer sind bange um sie wie kleine Jungens. Und sie ärgern sich, daß sie nicht helfen können, so ganz unnütz herumstehen müssen. — Am Hafen ist Arbeit für sie. Da kommandiert Aksel die ganze Mannschaft! Thorvald, Magnus, Hanns und Braak arbeiten im neuen Hafen. Der kleine Christian ist daheim und sitzt an Petreas schwerem Lager. Ernst und aufmerksam ist er Tag und Nacht bei ihr, streicht ihr übers Haar und flüstert: „Sei tapfer, Petrea, es wird schon gut gehen!" Und wenn sie ihr Gesicht ihm zuwendet, dieses von Schmerzen und Angst durchjagte Gesicht, kommen ihm die Tränen in die Augen. Und Petrea zwingt sich zu einem schwachen Lächeln.

„Gut, daß du bei mir bist!" flüstert sie und wendet sich ab. Um Mittag des achten Tages bricht der Sturm urplötzlich ab. Innerhalb einer Stunde ist die Luft totenstill. Sie laufen auf die Widde und schauen sich um. Jawohl, totenstill ist die Luft. Und das Wasser wandert in hohen Wellen nach Osten. Es ist schauerlich zu sehen.

„Was kommt jetzt?" fragen sie bang, denn sie ahnen, daß noch nicht alles geschehen ist.

„Was jetzt kommt? Schönes Wetter, Kerls!" schreit Aksel. „Kommt, laßt uns einen Toddy im Schuppen trinken! Jetzt zieht es da nicht mehr so toll!"

Keiner sagt etwas. Keiner rührt sich.

„Na, wollt ihr nicht?" fragt er, und seine Stimme klingt drohend. „Nein!" sagt Braak, der abseits mit Thorvald stand und nun hinzukommt. — „Ihr werdet keinen Toddy trinken! Verholt eure Boote in den neuen Hafen und zurrt sie mit allen Trossen fest, die ihr habt! Zurrt fest, was sich noch bewegt auf dem Holm!"

„Warum? Willst du es wegpusten?" ruft Aksel und seine Mannschaft fällt grölend ein.

Braak: „Nein! Ich brauche dir nicht zu sagen warum! Es wird ein neuer Sturm kommen — zurrt alles fest!"

„Du träumst!" sagen die Jungen. „Du träumst — und wir werden Toddy trinken gehen und unsre Boote liegen lassen wo sie sind. Du darfst nicht denken, daß du Vogt auf dem Holm bist!" Mit den Worten gehen sie fort, alle fort. Die andern bleiben zurück.

„Es könnte sein, daß wir Flut bekommen!" sagen sie zueinander, gehen in den Hafen und machen die Boote fest. Vier bis fünf Trossen werden für jedes gespannt, und alles was an Bord ist unter Deck gebracht. Die kleinen Boote legen den Mast um, und Thorvald spannt neue Pardunen. Alles geht so schnell wie möglich. Wie sie die Arbeit besehen, bleibt Braak nachdenklich.

„Was denkt ihr, wieviel Fuß Wasser haben wir?"

„Acht Fuß!"

„Dann wollen wir die Trossen locker spannen, so locker, daß sie fünfundzwanzig Fuß vertragen können. Die Boote müssen Raum haben, um steigen zu können." Sie tun es. Im Schuppen geht schon der Sing-Sang, und der Qualm bricht aus der Tür. Am Feuer sitzen alle und trinken Toddy.

„Wir wollen auf die Widde gehen!" sagt Braak, und die acht Mann gehen auf die Widde. Dort stehen sie lange. Ihre Gesichter sind blaß, und der Mund ist schmal. Die Blicke wandern über den östlichen Horizont.

„Wie warm es wird!" sagen sie zueinander und wischen den Schweiß von der Stirn.

„Es wird ein Unheil geben! Wir müssen wachen, immer wachen! Ist Christian zu Haus?"

„Laß uns sehen, wie weit es von seinem Haus bis zum Strand ist!" Sie gehen bei Jens vorbei zu Christian.

„Weit ist es nicht, und das Ufer ist auch nicht steil!"

„Wenn nur nicht hier das Unheil zuerst einbricht! Denkt an Petrea . . .! Sie liegt im Kindbett!"

Thorvald nickt und sieht grübelnd übers Wasser. Die Luft ist warm wie an einem Sommerabend, und Dämpfe steigen aus dem Meer. Das Wasser hat eine unheimlich tote Farbe — „Wir wollen zur Widde zurück!" sagen sie und machen sich auf den Weg. Da oben stehen schon die andern. Braak sieht sie an und zählt sie. Er will wissen, wer zur Stelle ist. Später geht er hinunter in sein Haus, nimmt Gamle Pers Kasten, in dem alles Geld liegt, und gräbt ihn dicht bei Magnus' Wohnplatz in die Erde. Er weiß nicht recht, warum er's tut. Mit einem Male nun achtet er auf die Entfernung der Häuser vom Strande. Eilig geht er zur Wide zurück.

Es ist jetzt Nachmittag und der Himmel verfinstert sich. „Wie früh es dunkel wird!" sagen die Jungen oben auf der Widde, und sie sprechen viel, um nicht schweigen zu müssen.

Alle haben den Rock aufgeknöpft und atmen schwer in der stickigen Luft.

Die Sonne! Wo mag die Sonne sein?! Ist sie schon untergegangen? Sie starren auf den westlichen Himmel, an dem graue Wölkchen, wie Schleier geflochten, hängen. Nein, die Sonne ist nicht mehr zu sehen. Das Meer rauscht, und es scheint, als fiele der Strom zurück, denn die Wellen spritzen zu kleinen Steilkämmen auf und ihre Schaumkronen zerplatzen. — „Kommt wohl östlicher Strom!" sagt Aksel.

„Merkst du es auch schon? Der soll wohl kommen!" sagt Thorvald. Alle sind erstaunt, daß er so viel spricht.

„Wollt ihr eure Boote nicht vertäuen?"

Ein paar von den Jungen überlegen und wollen zum Hafen gehen.

„Bleibt!" schreit Aksel, „die Schuten schwimmen nicht weg! Ihr braucht sie ja auch nicht, ihr Seßhaften", **lacht er,** und er und seine Kameraden lachen Braak ins Gesicht. Die Jungen gehorchen und bleiben. Eine Stunde vergeht. Mit

einem Male wandert ein Lichtstrahl über den Himmel, tastend wie eine Hand, und ebenso schnell ist es dunkel. Sie starren nach Westen, aber die Sonne ist nicht zu sehen und nicht zu spüren.

„Wollt ihr nicht die Boote vertäuen?" fragt Thorvald entsetzt noch einmal.

„Nein!" antwortet Aksel für sie alle. „Ich bin da, ich habe genug Kräfte um die Boote zu halten!" — Keiner von ihnen sagt etwas. Braak ist totenblaß und geht von der Widde hinunter zu Christians Haus. Dort steht er mit seinen Kameraden. Die andern sind am Hafen.

Sie stehen auf den Klippen am Strande. Zeit vergeht. Es ist im Halbdunkel. Sie hören nichts als das Brausen des Meeres. Mit einem Male reckt Braak sich auf, er reißt Thorvald am Arm zurück, sie stolpern, seine Hand geht nach vorn. — „Siehst du," keucht er — „seht — seht!"

„Sturmflut!"

Sie schauen über das Wasser, sie bohren die Blicke in die Dämmerung und sehen draußen eine dunkle Wolkenwand heranfliegen. Eine Wassersäule hebt sie wie eine ungeheure dicke Kerze in die Luft, und mit unheimlichem Brummen kommt der Angriff näher.

„Zurück! schreit Braak, und in wilden Sätzen springen sie über die Klippen bis vor Christians Haus. Das Brausen und Brummen wächst an. — „An die Hauswand!" ruft Braak, und sie stehen wie festgebunden vor den Fenstern zu Christians Stuben. „Gebt acht!" sagt Braak, und er sieht starr nach vorn, greift nach links und rechts und hält Magnus' und Thorvalds Hand. — „Gebt acht!" — — — Aber da schließen sie alle die Augen, es ist, als würfe man schwere gefüllte Säcke gegen ihre Brust, und mit gewaltigem Donnern geht der erste Windstoß und die erste große Brandung gegen den Holm. Dachziegel von dem Haus schleudert er zu Boden, er bricht und wühlt, reißt um und erstickt sie fast, und dann wieder Stille.

Sie halten sich an den Händen, schöpfen tief atmend Luft und starren geradeaus. Die Stille erdrückt sie. — Aber dann wogt ein Rauschen vor ihnen auf, im Halbdunkel sehen sie eine große Wolke sich auftürmen, der Sturm packt das Dach über ihnen und hebt es mit ohrenbetäubendem Schmettern ab, wirft es zur Seite — hinter sich hören sie einen gellenden Schrei.

„Christian!" ruft Petrea, und dann geht unaufhaltsam Brecher auf Brecher über die Klippen, Wasserwolken schlagen nieder, und der Sturm hat eingegriffen ins ganze Register und braust um den Holm ohne Atemzug, ohne Unterlaß, weht Wasserbäche aus den Wolken und aus dem Meer. Sie stehen und können nicht atmen. Da läßt sich Braak vornüberfallen, dreht sich schnell um und reißt die andern herum. Ein Schatten taumelt aus dem Haus.

„Braak!" schreit Christian und hat das Entsetzen in den Augen — „Braak! — Petrea . . .! mein Kind, mein Kind!" Sie halten sich aneinander fest. Und während sie alle die Peitschenhiebe von Wind und Wasser hinnehmen müssen, schreit Braak Thorvald ins Ohr: Schaff' Petrea in dein Haus! Das Haus räumen, wenn das Wasser kommt . . .! Achte auf das Wasser, alles retten!"

Thorvald nickt. Er nimmt Christian und Hanns am Arm, Braak stößt Magnus und die Hünen vor die Brust, und dann rast er mit ihnen über den Holm, wo der Wind sie einmal übers andre hinwirft — zum Hafen! Schreie hallen ihnen entgegen. Zuerst können sie gar nicht erkennen, was eigentlich vorgeht. Sie sehen nur die mächtigen Wellen, die von beiden Einfahrten her in den Hafen wachsen, in der Mitte zusammenprallen und in wilden Strudeln vergehen. Sie sehen, wie die Boote an die Felsen schlagen und an den Trossen zerren. Sie sehen, wie jede Welle den Kai höher und höher überspült, und sie hören das Rauschen und Gurgeln, das donnernde Zusammenprallen in der Hafenmitte, das Krachen der Boote, ihr Splittern — und den Wind, der durch die Rahen pfeift, daß die Schiffe tief krängen. Im neuen Hafen, wo der erste Schwall hereinstößt, zerren die Boote wütend an den vielen Trossen, aber sie können ja nicht los, nicht zur Seite treiben, und lassen sich von der Flut nur höher und höher tragen. Der Schuppen wird schon unterspült.

Wer die Boote am Kai liegen hat, läuft schreiend umher und weiß nicht, wie er sie retten soll. Die Pardunen zerspringen mit dumpfem Knall, pfeifend schlagen die Enden nieder, von Thorvalds Quase fliegt dann und wann polternd eine Rah — aber — —.

Hier am Kai, hier ist ja das Unheil! Hier steht Aksel, bis an die Knie vom Wasser umspült. — „Hierher!" schreit er allen zu, und sie kommen. — „Nehmt die Trossen!" Er hat ein Beil in den Händen. „Nehmt die Trosse!" schreit er, und sie packen zu sechs Mann die Trosse eines Bootes an. Viele stehen bis zu den Knien im Wasser.

„Haltet fest!" schreit Aksel, und sie stemmen sich ein. — „Haltet fest!" und seine Axt kappt die Haltetrosse mit einem Schlage.

Das Boot will mit der Strömung davon, die Männer zerren dagegen — Aksel packt an — und Schritt für Schritt holen sie auf bis sie nach langer Zeit endlich ein großes, schweres Boot auf die Felsen gezogen haben. Jede große Welle hilft ihnen höher, und in jeder Welle werden sie müder und laufen Gefahr, umgerissen zu werden. Und die Flut steigt.

„Hierher!" schreit Aksel, und er treibt sie zum zweiten Boot. — „Packt an!" geht seine Stimme. Aber Dachziegel wirbeln durch die Luft und zerschlagen krachend bei ihnen. Zwei sinken zu Boden. Braak greift sie auf. Er wirft sich einen Menschen über den Rücken und klettert landeinwärts. Auf die Felsen legt er ihn. Den zweiten holt er sich und legt ihn daneben. Er weiß gar nicht, wer es ist.

„Packt an!" schreit Aksel und treibt sie zum dritten Boot. Gehorsam stürzen sie sich ins Wasser. Kristoffer und Janus als erste. Nun kommen ihre Boote dran. „Haltet fest! — haltet fest!" schreit Aksel und seine Axt saust auf die Trosse.

(Fortsetzung folgt.)

Grand Goldoni.

Von Artur Müller.

Carlo Goldoni saß müde lächelnd in der Rue Saint-Saveur Nr. 1 und flüsterte, man kann nicht immer lächeln. Er, der die Welt lächeln gemacht hatte, die Gondolieri und die Lastenträger, die Advokaten und den Dogen, die Signoras und ihre Cicisbeos, den Papst und die Herzöge, der den strahlenden Glanz Venedigs, sein Lachen, seine Heimlichkeiten, seine Paläste und seine verschwiegenen Kanäle eingefangen hatte in singende Worte, er saß in Paris in der Rue Saint-Saveur, halbverhungert, denn die Zeit der Freude war vorbei und der rauhe Wind der Revolution brauste über die Lande und lehrte die Menschen das Weinen.

Im Konvent saßen wilde Männer, predigten Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit und die Gouillotine trank Blut.

Da stand der Bürger Joseph-Marie Chénier auf im Konvent und forderte für Carlo Goldoni, den Grand Goldoni, eine Pension von 4 000 Livres. Sie stritten hin und her, die Männer mit den langen Haaren, den langen Hosen, mit langen Reden.

Chénier rief das nationale Gewissen an. Ein Teil der Jakobiner brüllte: Aristokrat.

Carlo Goldoni saß in der Rue Saint-Saveur und lächelte müde. Der Hunger hatte ihn schwach gemacht und er konnte sich nicht mehr von seinem Stuhle erheben.

Abstimmung! schrie der Präsident im Konvent, und die Mehrheit der Konventsmitglieder hob für die Gewährung der Pension an Goldoni die Hand. Joseph-Marie Chénier lächelte zufrieden.

Carlo Goldoni, der Grand Goldoni saß in der Rue Saint-Saveur, lächelte nicht mehr, legte seinen Kopf zur Seite, tat noch einen pfeifenden Atemzug und war nicht mehr.

Carlo Goldoni, der Grand Goldoni war Hungers gestorben.

Kampf in der Dschungel.

Eine Erzählung aus Brasilien von D. de Peyreira.

Ins Deutsche übertragen von Walter Jobst.

Siebzehn Jahre alt war ich, als ich auf einem Jagdzug in den sumpfigen Niederungen von Corumba in Brasilien weilte.

Vier Mann waren wir, Alba und Lopez, zwei Forscher und Freunde, die ich gebeten hatte mich mitzunehmen, und Tino, unser Führer. Wir kampierten auf einer Insel unweit der bolivianischen Grenze und wollten den blutdürstigen Jaguar schießen. Er hauste in einem dicht verwachsenen Gehölz, drei Meilen westlich von unserem Eiland.

Es war neun Uhr morgens. Die Mittagszeit ist die beste zur Jaguarjagd, da die Raubkatze dann gesättigt im Schatten liegt und schwerfälliger als sonst ist. Tino riet uns, auf den Weg zu sehen, denn das sumpfige Gelände machte das Gehen schwer. Obwohl der Boden nur wenige Fuß unter Wasser stand und überall kleine Hügel hervorragten, dauerte es über zwei Stunden, durchzukommen. Tino ging allen voraus, dann kamen Alba und Lopez und ich weit hinter ihnen. Alle warteten, bis wir zusammen waren. Den Platz bewuchs mannshohes Gras. Der Boden wogte unter jedem Schritt, und gefährlichen Stellen mußte in großem Bogen ausgewichen werden. Tino prüfte dann und wann die Festigkeit des Bodens an dem Widerstand, der sich zeigte, wenn man das Gras mit den Wurzeln herauszog.

Verschiedene Male gab uns der Führer ein Zeichen, stillzustehen, und wir hielten die Gewehre schußbereit. Ich sah nichts, doch hörte ich ein schnelles Rascheln. Ich wußte, es waren Schlangen der Constrictor-Familie, doch ließ mich das ganz ruhig, die drei Mann vor mir boten genügend Schutz. Auch ich hatte schon einmal eine Schlange von einem Baum heruntergeschossen, und das war mit so wenig Aufregung für mich verbunden gewesen, als wenn ich ein Huhn geschossen hätte.

Bald kamen wir auf festen und bewaldeten Boden, dicht mit Gras und Rohr bewachsen. Es war ein richtiger Schlupfwinkel für Schlangen. Tino entblößte einen vergifteten Pfeil, den er mit außergewöhnlicher Sorgfalt getragen hatte, und meinte, auf das Geschoß deutend, wir brauchten keine Angst zu haben, sollten wir auch eine Boa treffen. Seine Warnung besagte mir, daß er Spuren des Reptils wahrgenommen haben mußte. Weit weg hörten wir ein Geräusch und das Knacken von trockenen Zweigen.

„Schnell auf die Bäume“, rief plötzlich Tino. Mit einem Sprung war er am nächsten Stamm und schwang sich hoch. Alba, Lopez und ich kletterten ihm nach, und in der nächsten Minute stürmte eine Herde von Wildschweinen unter uns vorbei. Zur selben Zeit hörten wir einen Klagelaut dicht vor uns im Dschungel. Tino, der schon wieder auf dem Boden stand, befahl: „Schnell, jetzt kommt und haltet die Gewehre bereit! Vor uns gibt es etwas.“ Dem Pfade, den die Tiere gebrochen hatten, folgend, kamen wir auf eine weite offene Stelle in deren Mitte ein Teich lag. Riesige Bäume, die den Platz umgaben, ließen kaum einen Strahl der Sonne hindurch. Der Teich, der wohl von einer unterirdischen Quelle gespeist wurde, war mit einem dunklen Mantel von Moos bedeckt. Auf unserer Seite ragte ein Meteor, vielleicht Tausende von Jahren alt, mit feuchten Blättern bedeckt, über das Wasser. Eine riesige Sancta Maria, die wahrscheinlich der Blitz gefällt hatte, lag wie eine Brücke quer über dem Teich. Beim Fallen hatte der Baum ein Netzwerk von Schlingpflanzen mitgezogen, die teilweise noch stramm gespannt zu den Wipfeln der benachbarten Bäume reichten.

Und dann bot sich uns ein Anblick, der das Blut in unseren Adern stocken ließ. Eine riesige Boa, mindestens fünfunddreißig Fuß lang und halb vom Netz der Lianen verborgen, hatte sich mehrere Yards vom Boden in drohender Haltung aufgerichtet. Ihr Rachen öffnete und schloß sich und ihre glitzernden Augen lugten nach einer Stelle, wo wahrscheinlich ihr Feind war. Knorrige alte Feigenstämme begrenzten diese Stelle. Langsam schwang der Kopf der Schlange zurück, bis er beinahe auf dem zusammengerollten Körper ruhte. Schleim floß aus dem Rachen und begeiferte die vielen Ringe, die sich mit furchtbarer Kraft zusammenzogen und wieder streckten. Ohne Zweifel, eine Beute wurde zerdrückt. Wie hypnotisiert schauten Lopez und Alba hin. Tino lehnte sich gegen einen Baumstamm und schien uns ganz vergessen zu haben. Die Boa wurde sichtbar aufgeregter. Ein lautes Zischen kam aus ihrem Rachen. Einmal, zweimal tat sie, als ob sie vorwärts schnellen wollte, statt dessen zog sie sich aber weiter zurück. Zusammengerollt wie sie war, glich ihr Körper einem launenhaft bemalten Faß. Wie ein automatisches Spielwerk rollte der mächtige Klumpen zurück. Als das Reptil aus dem Netzwerk der Lianen kam, sahen wir es deutlicher...

Schritt für Schritt, den die Schlange sich zurückzog, folgte ihr ein prächtiger Jaguar, die Augen starr auf sie gerichtet und mit dem langen Schweife bald den Boden, bald die Flanken schlagend. „Ah“, murmelte Alba jetzt, „die Schlange hat den Gatten getötet.“

Der lange Hals der Boa schwang empor. Geifer rann noch stärker aus dem Rachen. Vergebens versuchte die Schlange, den Jaguar zurückzuschrecken. Jetzt reckte sie sich zu einer erstaunlichen Höhe empor und ließ den blutigen Körper der Beute sehen. Tino konnte sie trotz des ekelerregenden Speichels, der sie bedeckte, erkennen. „Die Jungen des Jaguar und ein Peccary“ sagte er leise.

Zu unserer großen Überraschung legte sich die große Katze nun auf den Bauch; die Augen starr auf die Boa gerichtet, gähnte sie voll Schmerz und wartete. Die Schlange wurde jetzt ruhiger, und der Hunger besiegte ihren letzten Argwohn. Für einen Augenblick reckte sie den langen Hals über das Wasser, als wollte sie den geifernden Rachen anfeuchten. Dann warf sie einen letzten Blick auf den Jaguar, der zornig auf sie schaute, begeiferte ihre Opfer mit einem weißen Schleim und begann dann, die Beute zu verschlingen.

Der Jaguar zitterte nervös, duckte sich verschiedene Male zum Sprung, legte sich aber immer wieder geduldig hin. Das Wildschwein, das als letztes verschlungen wurde, war sehr groß und machte der Schlange Schwierigkeiten. Ihre Kiefer dehnten sich auseinander bis zum Zerreißen. Sie hatte ihre Beute vielleicht noch nicht genügend zermalmt, wahrscheinlich wegen der Nähe des Feindes. Der Jaguar stand jetzt auf allen Vieren und folgte mit brennenden Augen jeder Bewegung der Schlange. Seine Haare richteten sich empor, und sein Schwanz schlug nicht mehr die Flanken. Starr hielt er ihn und nur die Spitze bewegte sich ruckhaft.

Als die Boa das merkte, zischte sie wieder mit grauenerregender Wut und schien sich auf den Jaguar stürzen zu wollen. Sie war jedoch müde und zog sich in drohender Haltung zurück. Ein Brechen von Zweigen ließ sich jetzt vernehmen, und einen Augenblick später trat ein Tapir auf den Platz und ging zum Wasser. Mit furchtbarer Schnelligkeit warf sich die Schlange auf ihn, und das Tier verschwand unter den Ringen des Ungeheuers. Doch nur für einen Augenblick, und es wurde wieder frei. Der Jaguar hatte sich mit einem Sprung auf den Hals der Boa gestürzt und zerfleischte ihn wütend. So schnell war der Angriff gekommen, daß wir, die wir die Augen auf den Tapir gerichtet hatten, den Angriff des Jaguars gar nicht gleich bemerkten.

Jetzt sprang der Jaguar wieder zurück, wahrscheinlich hatte er keinen guten Halt gefunden. Wild gemacht durch die Berührung brüllte er dumpf, und die Flanken mit dem Schweif schlagend suchte er einen neuen Angriffspunkt. Das Reptil schien von einem Schauer ergriffen. Anstatt wie gewöhnlich anzugreifen, sah es sich nach einem Schlupfwinkel um. Noch einmal züngelte es nach seinem Feinde, dann glitt es zu einem Baume hin. Hoch erhob es den langen Hals, um den nächsten Zweig zu ergreifen, als der Jaguar sich wieder mit einem Satz auf den schon zerfleischten Hals der Boa warf. Die Schlange kämpfte, den Zweig zu erreichen, während der Jaguar sie zu Boden ziehen wollte. Doch der Jaguar verlor — für einen Augenblick krallten sich die Tatzen seiner Hinterfüße in die Schlange, glitten aus und nur mit dem Gebiß sich haltend, wurde er mit emporgetragen. Das war das Ende. Die Boa warf ihre Ringe um das Tier, und mit furchtbarer Kraft zogen sie sich zusammen. Ein schreckliches Gebrüll durchzitterte die Luft. Dann hörten wir zwischen dem Fauchen der Schlange das grauenhafte Krachen der Knochen und ein Heulen, das schwächer und schwächer wurde...

Alba konnte sich jetzt nicht länger halten. Er lief zu der Stelle der Tragödie. Vergebens versuchten wir, ihn zurückzuhalten. Als er dreißig Fuß von der Schlange war, feuerte er dreimal. Der erste Schuß zerschmetterte den Kopf des Reptils. Die Ringe lösten sich für einen Augenblick und zogen sich dann so krampfhaft zusammen, daß Blutströme

von dem zermalmten Leib des Jaguars über sie liefen. Dann lösten sich die Ringe wieder, und noch im Todeskampfe wild um sich schlagend glitt die Boa zum Teich hin und verschwand unter der dicken Moosschicht — — —

Die Oberfläche des Wassers zitterte, als wir überwältigt von unseren Gefühlen und erschöpft von der Hitze unter den Bäumen zurückgingen. Lopez sah Alba an. „Wenn ich mich nicht irre", sagte er, „willst du zurück und ich auch." — „Ja", sagte Alba, „ich habe genug für heute. Und du?" wandte er sich an mich. „Ich auch", antwortete ich „ich könnte heute keinen Jaguar mehr schießen, nach dem, was ich gesehen habe, meine Sympathie war zu sehr mit dem Tiere."

Du träumst ja, Michael!

Skizze von Klaus Lambrecht.

Es konnte geschehen, daß Michael plötzlich abends oder nachts aus seiner Wohnung ging und lange ziellos in den Straßen umherirrte. Wohl, weil er die Wände seines Zimmers nicht mehr sehen konnte. Vielleicht war es auch das Alleinsein, das ihn drückte und seine Gedanken schwer und träge umhüllte.

An einem solchen Abend sah Michael im Schaukasten eines Photographen zum ersten Mal ihr Bild. Ganz zart und beinahe verliebt zeichneten die sanften Töne der Photographie die weichen Linien ihres Gesichts. Sie hatte den Kopf sehnsüchtig und ein bißchen versonnen nach rechts gelegt, und das blonde Haar fiel ganz nach dieser Seite, während es links ein kleines, dünnes Ohr frei ließ. Der Mund war sehr geschlossen, und Michael glaubte, noch nie einen Mund gesehen zu haben, der im Schweigen derartig unglaubliche Dinge versprach. Die Augen hatten einen matten Glanz, als sähen sie immer wieder von neuem erstaunt und beglückt die großen Dinge der Welt. Aber es standen in diesen Augen Glück und Traurigkeit sehr nahe beieinander. Und sie schienen von einer Offenheit und einem Vertrauen, daß Michael glaubte, bis in die Unberührtheit und Klarheit ihrer Seele sehen zu können. Das war wohl das Schönste an diesen Augen, daß Michael ihnen glauben konnte.... Unter dem Bild stand: Angelika zur Mühlen.

Eigentlich hatte Michael die Straße bis zum Park hinaufgehen wollen. Aber das war doch jetzt so gleichgültig. Ein bißchen hing schon der Frühling in der Luft und schickte seinen Duft bis in die Straßen der großen Stadt. Das mochte vielleicht schuld daran sein, daß Michael die sehnsüchtigen Gedanken hatte.

„Angelika zur Mühlen", dachte Michael und spürte dem Klang dieses Namens nach. Es verhielt sich merkwürdig mit seinen Gedanken: Wo er sie auch hinschickte, in das Geglitzer hinein, in ein Schaufenster oder zu den Menschen, die vorübergingen, immer wieder kehrten sie zurück zu dem Bild, dessen Linien sie verliebt nachtasteten. Schöne Sinnlosigkeiten dachte er sich aus, bei denen er ganz glücklich war.

Im nächsten Augenblick wird sie an mir vorübergehen. Oder sie wird aus dem Auto steigen, mit einer Hand ihren Pelz raffen und sehr schnell in dieses Haus gehen. Oder wir sind irgendwo allein beieinander und ich küsse ihren Mund, still und ganz bescheiden, denn man muß diesen Mund ganz langsam ans Küssen gewöhnen. Und... und... Aber schließlich war er doch ein erwachsener Mann und hatte an andere Dinge zu denken als an das traumhafte Bild eines Mädchen...

Es kamen noch viele Abende wie dieser, unruhevoll und verwirrend, voll schöner, großer Gefühle, die im Trubel der Straße immer wieder um dasselbe kreisten und sich schließlich in ihrer eigenen Aussichtslosigkeit verloren. Noch oft sah er sich das Bild an, bis er es schließlich ganz in sich aufnahm und immer mit sich trug. Es war eine merkwürdige Liebe, die ihm eine quälende Unruhe brachte und sich doch zunächst nicht nach Erfüllung sehnte. Denn Michael fürchtete, daß dann das ganze filigranfeine Gewebe, von seiner Phantasie um diese Erscheinung gesponnen, zerreißen würde.

Eines Nachmittags, als er zufällig im Telephonbuch blätterte, kam ihm der Einfall, Angelikas Telephonnummer zu suchen. Merkwürdig, wie er das dachte: „Angelikas Telephonnummer..." Nie war ihm bisher der Gedanke gekommen, daß diese Erscheinung, die Angelika hieß, wirklich und greifbar war und nicht nur ein traumhaftes Wesen. Und während er ganz sinnlos erst unter G und dann unter U nachsah, beschlich ihn eine quälende Verwirrung.

Sein Gesicht war blaß und abwesend, als er den Hörer nahm und langsam die Nummer wählte. An nichts dachte er, er hörte nur auf das Summen und Knacken in der Leitung, Stimmen und Worte, die ganz schnell wieder abbrachen und ein Brausen, das der Atem der großen Stadt zu sein schien. Er wußte noch nicht einmal, was er ihr sagen würde.

Dann: „Hier bei Doktor zur Mühlen."

„Ja... ja, ich möchte gern Fräulein Angelika zur Mühlen sprechen."

Sehr sicher sagte er das, seine Stimme zitterte nicht einmal. Es war so einfach, als wollte er ein Fräulein Schulze sprechen.

„Bedauere, das gnädige Fräulein ist ausgefahren. Aber wer spricht denn dort? Vielleicht darf ich etwas ausrichten?"

„Danke, nein, ich werde später noch einmal anrufen."

„Jawohl, das gnädige Fräulein wird um sieben Uhr zum Abendessen zurückerwartet."

„Danke schön." — Es gab einen kleinen Knack, am anderen Apparat hatte man abgehängt. „Das gnädige Fräulein ist ausgefahren", dachte er. Sie fuhr in einem langen grauen Wagen, die Hände mit den hellen Handschuhen lagen auf dem Steuer, ihre Augen glänzten...

„Sprechen Sie noch?" fragte es vom Amt. Langsam legte er den Hörer zurück. Eine kleine Weile zitterten in ihm die Gedanken an Angelika.

Von der Straße kam der Lärm der Autos, kamen die Stimmen der Zeitungausrufer und das Dröhnen der elektrischen Bahnen.

Michaels Kopf war auf einmal wieder ganz klar, sein Gefühl kalt und nüchtern. Er wußte genau, daß er nicht noch einmal anrufen würde. Denn ihr Bild war plötzlich ganz in die Welt der Wirklichkeit gerückt, in jene Welt, die da durch das Fenster zu ihm heraufdröhnte und aus der er gerade zu ihr hatte fliehen wollen. Und mit schmerzlicher Deutlichkeit fühlte er, daß dieses Bild tot war. Auch die Erinnerung gab nichts mehr her. Das Gewebe war zerrissen, in dem Augenblick, da er nur einen ganz kleinen Schritt zur Erfüllung getan hatte. Es durfte wohl nicht sein. — —

Später, im Sommer, war Michael in einem Seebad. Als er einmal ganz närrisch von Sonne und Luft auf der Terrasse des Strandhotels saß, sah er Angelika. Ihr Lächeln traf ihn, dieses oft geträumte, bezaubernde Lächeln. Einen Augenblick nur, dann schwand das Lächeln von ihrem Gesicht, ihre beglückten Augen wurden weit, als sähe sie etwas längst Geahntes. Oder als stünde sie plötzlich staunend vor der Größe eines Gefühls.

Dann, als sie nebeneinander im See schwammen, sah er, daß ihre Augen unglaublich blau waren, denn der Himmel spiegelte sich in ihnen. Ihren Mund, kühl und frisch vom Wasser, brauchte er nicht erst ans Küssen zu gewöhnen. Später saß sie im Auto neben ihm. Das helle, dünne Kleid wurde ihr vom Wind eng um den Körper gelegt. Ihr weiches, blondes Haar wehte zurück und ließ die kleinen, dünnen Ohren frei.

Alles war so, wie Michael es wußte, seit er ihr Bild gesehen hatte. Ihre Augen sagten immer neue Dinge. Ihre Stimme war dunkel.

Aber irgend etwas in Michael konnte nicht mitschwingen mit all der Seligkeit. Etwas saß in ihm fest und drückte ihn. Nie wieder würde er so sinnlos glücklich sein wie an jenen einsamen Abenden, da er nichts anderes dachte als ihren Namen, ihre Augen und ihren Mund. Das war vorbei, mit jenem Augenblick vorbei, da er damals, nach dem Anruf bei ihr, den Hörer zurückgelegt hatte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.